pedocs
Open Access Erziehungswissenschaften

DIPF

Gabriel, Thomas

Resilienz - Kritik und Perspektiven

Zeitschrift für Pädagogik 51 (2005) 2, S. 207-217

urn:nbn:de:0111-opus-47493

in Kooperation mit / in cooperation with:

BELTZ

http://www.beltz.de

Nutzungsbedingungen / conditions of use

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.
This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.
By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung (DIPF)
Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft
Informationszentrum (IZ) Bildung
Schloßstr. 29, D-60486 Frankfurt am Main
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

ZEITSCHRIFT FÜR PÄDAGOGIK
Jahrgang 51 – Heft 2
März/April 2005

Inhaltsverzeichnis

Thementeil: Aufwachsen in Armut – Belastungen und Belastungsbewältigung

Roland Merten
Aufwachsen in Armut – Belastungen und Belastungsbewältigung.
Einführung in den Thementeil 149

Christian Palentien
Aufwachsen in Armut – Aufwachsen in Bildungsarmut.
Über den Zusammenhang von Armut und Schulerfolg 154

Sabine Walper
Tragen Veränderungen in den finanziellen Belastungen von Familien zu
Veränderungen in der Befindlichkeit von Kindern und Jugendlichen bei? 170

Corina Wustmann
Die Blickrichtung der neueren Resilienzforschung.
Wie Kinder Lebensbelastungen bewältigen 192

Thomas Gabriel
Resilienz – Kritik und Perspektiven 208

Allgemeiner Teil

Daniel Tröhler
Geschichte und Sprache der Pädagogik 219

Diether Hopf
Zweisprachigkeit und Schulleistung bei Migrantenkindern 237

Diskussion: Standards in der Lehrerbildung

Walter Herzog
Müssen wir Standards wollen? Skepsis gegenüber einem theoretisch (zu) schwachen Konzept 253

Sabine Reh
Die Begründung von Standards in der Lehrerbildung. Theoretische Perspektiven und Kritik 260

Fritz Oser
Schrilles Theoriegezerre, oder warum Standards gewollt sein sollen. Eine Replik auf Walter Herzog 267

Ewald Terhart
Standards für die Lehrerbildung – ein Kommentar 276

Sekretariat der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland
Standards für die Lehrerbildung: Bildungswissenschaften 281

Besprechungen

Heinz-Elmar Tenorth
Otto Hansmann: Jean-Jacques Rousseau (1712–1778)
Hartmut von Hentig: Rousseau oder Die wohlgeordnete Freiheit
Alfred Schäfer: Jean-Jacques Rousseau. Ein pädagogisches Porträt 291

Kurt Kreppner
Heinz Kindler: Väter und Kinder – Langzeitstudien über väterliche Fürsorge und die sozioemotionale Entwicklung von Kindern 300

Andreas Pfister
Anne Fehlberg: Sozialarbeit in der Stricher-Szene. Über die Situation von Strichern und mögliche Handlungskonzepte am Beispiel von Stricherprojekten ... 304

Dokumentation

Pädagogische Neuerscheinungen 307

Thomas Gabriel

Resilienz – Kritik und Perspektiven

Zusammenfassung: *Der Begriff der Resilienz umschreibt die menschliche Widerstandsfähigkeit gegenüber belastenden Lebensumständen und stellt somit einen positiven Gegenbegriff zur Vulnerabilität dar. Aus der hier entwickelten Perspektive erscheint das Wissen um diese relative „Unverletzbarkeit" als eine fruchtbare Ergänzung zu vorliegenden Wissensbeständen über Risikofaktoren in Sozialisations- und Erziehungsprozessen. Anhand ausgewählter empirischer Studien wird das Konzept der Resilienz zugleich entmythologisiert. Nach Forschungslage sind resiliente Individuen nicht aus sich selbst heraus widerstandsfähig. Resilienz ist primär als das Produkt protektiver Faktoren zu verstehen, die individuelle Entwicklung im sozialen Nahraum begleiten.*

1. Einleitung

Menschen reagieren individuell höchst unterschiedlich auf ausgeprägte Risiken und manifeste Krisen. Während einige vergleichsweise leicht problematische Lebensumstände überwinden, sind andere unter vergleichbaren Bedingungen anfällig für psychische Störungen und Krankheiten, soziale Auffälligkeiten oder sonstige individuell und sozial problematische Bewältigungsformen. Der Begriff der Resilienz umschreibt diese Widerstandsfähigkeit gegenüber belastenden Umständen und Ereignissen und stellt somit einen positiven Gegenbegriff zur Vulnerabilität dar. Im begrifflichen Kern geht es um den Prozess, die Fähigkeit oder das Ergebnis der gelungenen Bewältigung belastender Lebensumstände: „process of, capacity for, or outcome of successfull adaption despite challenging or threatening circumstances" (Masten/Best/Garmezy 1990, S. 426). Grundsätzlich ist Resilienz in unterschiedlicher Qualität mit jeder menschlichen Entwicklung verbunden. Hingegen kann es eine absolute Unverletzbarkeit im menschlichen Dasein nicht geben. Aus diesem Grund wurde der Begriff der Invulnerabilität in der neueren Diskussion durch den Begriff der Resilienz ersetzt. Resilienz bezeichnet eine relationale Invulnerabilität im Sinne einer relativen Widerstandsfähigkeit gegenüber krisenhaften Situationen und Lebensereignissen. Und auch diese relative Widerstandsfähigkeit ist kein fixiertes und statisches Persönlichkeitsmerkmal (vgl. Werner/Smith 2001), sie kann zeitlich und räumlich variieren.

Aus erziehungswissenschaftlicher Sicht erscheinen die protektiven Faktoren, die Kindern und Jugendlichen helfen, krisenhafte und problematische Umstände zu bewältigen, als eine wichtige Ergänzung zu vorliegenden Wissensbeständen über Risikofaktoren in Sozialisations- und Erziehungsprozessen. Dies gilt insbesondere vor dem Hintergrund, dass die durch Forschung vielfältig belegten sozialstrukturellen Risikofaktoren, die das Aufwachsen heute begleiten, in Theorie und Praxis zu einem professionellen Pessimismus und verbreiteten Missverständnissen geführt haben. Für den Bereich der Heimerziehung lässt sich dieses Missverständnis als Verlust des Glaubens an die Wirksamkeit des eigenen Handelns nachzeichnen. Little (1992, S. 103) spricht von einem „lack of belief", der zu einer Konzentration auf das pragmatisch Machbare („we will be

thankfull if the girl stays alive") und einem Verlust der Ideale des eigenen Handelns führen. Den Mangel an Theorie oder das Fehlen sozialer Reformbewegungen dafür verantwortlich zu machen, wie Little oder auch Winkler (1990, 1997) dies tun, verkennt jedoch die Interpretationslogik und Rezeption von Theorieangeboten in der Praxis vor dem Hintergrund problematisch werdender Bedingungen des Aufwachsens und auch schwierigerer Klientel in der Jugendhilfe (Gabriel 2001, S. 28).

Individuell gescheiterte Biografien lassen sich verhältnismäßig leicht subsumptionslogisch mit dem Verweis auf problematische Bedingungen des Aufwachsens erklären. Die Unzulänglichkeit dieser Argumentation wird jedoch durch den Blick auf jene Lebensläufe deutlich, die unter widrigsten Umständen stattfinden und im Ergebnis dennoch als erfolgreich gelten können. Cowen und Work (1988, S. 602) nutzen zur Illustration dieses irritierenden Befundes das Bild von Kindern, die schwimmen, obwohl sie nach wissenschaftlicher Maßgabe sinken müssten: „... children who swim when all predictors say they should sink". Interessanterweise kommen hier vorliegende Studien in Erklärungsnot. Die Studie von Hartmann (1996) kann dies exemplarisch verdeutlichen. Die Langzeituntersuchung geht den Lebensgeschichten ehemaliger Heimjugendlicher nach, die Anfang der 1960er-Jahre und Anfang der 1990er-Jahre vom Autoren interviewt wurden. Die untersuchte Gruppe (N=106) wurde aus einer Basisdokumentation über 1.059 junge Menschen ausgewählt, die wegen „Erziehungsschwierigkeiten" Anfang der 1960er-Jahre für die Berliner Landesjugendbehörde psychiatrisch begutachtet und in einem Heim aufgenommen wurden. Im Schnitt wurden die Probanden 27 Jahre nach dem ersten psychiatrischen Gutachten aufgesucht und über ihr Leben interviewt. Aus den erstellten 106 Katamnesen wurden 33 ausgewählt, um die Vielfalt der Verläufe zu dokumentieren. Die Studie beinhaltet in ihrer Konzeption eine psychiatrische Sichtweise. Es werden „Krankengeschichten sozialer Retardierung" verfolgt, die nach der psychiatrischen Systematik der „soziopathischen Dissozialität" (Hartmann 1996, S. 383) diagnostiziert wurden. Zur empirischen Umsetzung bezog sich Hartmann auf die Studie von Glueck und Glueck (1957) „Unraveling Juvenile Delinquency", die aus seiner Sicht nachwies, „welche Symptome als typische Symptome soziopathischer Dissozialität gelten können" (Hartmann 1996, S. 23). Die der Studie zugrunde liegende Definition sozialer Abweichung als pathologische Persönlichkeitsstörung (vgl. ebd., S. 70) fasst soziale Faktoren nur als Risiko auf und die Indikation zur Heimerziehung als krankhaftes individuelles Versagen der betroffenen jungen Menschen. Die Betrachtung der Lebensläufe als „Biografien sozialer Retardierung" bzw. „Krankengeschichten" konstituiert ein eng fokussiertes psychiatrisches Gegenstandsverständnis, das eine Reinterpretation der Ergebnisse der Studie notwendig erscheinen lässt. So können die Kasuistiken als Dokumentation der Heimerziehungspraxis vor ihrer Kritik gelesen werden, denn die dokumentierten Lebensläufe erscheinen in einer Vielzahl der Fälle als gescheiterte Biografien. Die in den Katamnesen dokumentierten Probleme, die sich im nachinstitutionellen Lebenslauf ergaben, sind vielschichtig: Alkohol- und Drogenmissbrauch, Schizophrenien, Obdachlosigkeit, Suizide und Tötungsdelikte (vgl. Hartmann 1996, S. 409).

Aus fachlicher Sicht erscheint an der Studie bedeutsam, dass sie die Unzulänglichkeit und Problematik psychiatrischer Diagnostik kasuistisch belegt. Einige Biografien verlie-

fen jedoch wider Erwarten günstiger als dies aus psychiatrischer Sicht prognostiziert wurde. Die hier aufgeworfene Frage nach Resilienz in den biografischen Verläufen lässt sich an drei der von Hartmann (1996) dargestellten Kasuistiken anschließen. Auch in Abgrenzung zur Frage nach der institutionellen Wirkungen ließe sich anhand vergleichbarer Kasuistiken die Frage verfolgen, welche protektiven Faktoren und Lebensumstände trotz widriger und belastender Bedingungen zu einer stabilen Entwicklung beitragen. Was insbesondere erwartungswidrig in zwei der drei Fälle zu einer positiven Entwicklung beigetragen hat, kann von Hartmann (1996, S. 309, S. 411) durch seine Zentrierung auf pathologische Perspektive nur unzureichend mit dem „Aufholen sozialer Retardierungen" erklärt werden. Hier wird auch terminologisch die fachlich verbreitete Interpretation „ex negativo" deutlich, die fixiert auf zuvor festgestellte Defizite oder Abweichungen den bisher wenig erforschten Entwicklungsmöglichkeiten und damit der Resilienz Heranwachsender kaum Potenzial einräumt. Die Frage nach Resilienz verschiebt den Fokus der Forschung auf die positiven Einflüsse individueller Entwicklung und damit auf die Bewältigung von erfahrenen Benachteiligungen oder existenziellen Bedrohungen. Insbesondere die Aufdeckung jener protektiven Faktoren, die trotz widriger und belastender Bedingungen zu einer stabilen Entwicklung beitragen, könnten zu einer Neubewertung und Differenzierung von jugendbezogenen Präventions- und Interventionsstrategien führen.

2. Resilienzforschung

Je nach disziplinärer und nationaler Verortung werden die Anfänge, der Resilienzforschung unterschiedlichen Autoren zugeordnet (vgl. Luthar 2003; Tizard/Varma 2000; Glantz/Johnson 1999). Da die frühen Forschungen die Fragestellung weitgehend unsystematisch verfolgten, verspricht die Klärung der frühen Historie keinen nennenswerten Erkenntnisgewinn. Aus diesem Grund sollen zur Sichtung der Forschungslage im Folgenden exemplarische Studien zur Resilienz rekapituliert werden, um anschließend forschungstheoretische Implikationen und eine Kritik individualisierender Konzepte der Resilienzforschung mit der Frage der Bewältigung sozialer Benachteiligungen zu verbinden.

Die ersten Ansätze der Resilienzforschung lassen sich vor etwa 50 Jahren im Rahmen von Studien zur Psychopathologie erkennen. In diesen tauchte Resilienz zunächst als überraschender Nebenbefund der Frage nach Risikofaktoren auf (vgl. Glantz/Sloboda 1999, S. 111). So formulieren Cicchetti und Garmezy (1993, S. 497) diese rückblickend als Frage nach den individuellen, familiären und sozialen Faktoren, die vorhandene Risikofaktoren aufheben oder relativieren. Insbesondere in medizinisch-psychiatrischen Studien tauchten resiliente Kinder oft wider theoretisches Erwarten auf. In der Untersuchung von Anthony (1987) über Kinder psychotischer Eltern wird dies deutlich. Insgesamt 40% der in seiner Studie untersuchten Kinder wurden von einem interdisziplinären Team als entwicklungsbeeinträchtigt, jedoch frei von einem psychiatrischen Krankheitsbild diagnostiziert. Überraschend stellte sich heraus, dass weitere 10% der

Kinder nicht nur als frei von Auffälligkeiten eingestuft wurden, sondern entgegen jeder theoretischer Erwartung als erstaunlich resilient waren: „It was the third subsample [...] that came as a surprise [...]. These children of psychotic parents were not simply escaping whatever genetic transmission destiny had in store for them, and not merely surviving the milieu of irrationality generated by psychotic parenting; they were apparently thriving under conditions that sophisticated observers judged to be highly detrimental to a child's psychosocial development and well-being. Unfavourable hereditary developmental potentials and environmental conditions were working together against these children, and still they thrived" (Anthony 1987, S. 148). Anthony (1987, S. 180) mahnt jedoch ebenso wie Werner und Johnson (1999, S. 260) an, dass selbst nach Langzeitstudien über 15 oder 40 Jahre ein Zusammenbruch in der restlichen Lebenszeit nicht auszuschließen sei. Anthony benennt als „Preis" der Resilienz der von ihm untersuchten Gruppe zudem eine starke Affektkontrolle, Bindungsangst und ein hohes Maß an intellektueller Distanz (Anthony 1987, S. 180).

Insbesondere im angloamerikanischen Raum vielbeachtet sind die Studien von Werner und Smith (1982, 1992, 2001). Ihr Gegenstand ist der komplette Jahrgang der 1955 auf der Insel Kaui (Hawai) Geborenen, die in sechs Lebensaltern, das letzte Mal im vierzigsten Lebensjahr, untersucht wurden. Da auf Hawai eine geringe geographische Mobilität vorherrscht, war über vier Jahrzehnte nur eine verhältnismäßig geringe Verringerung der Stichprobe zu verzeichnen. In Abgrenzung zu psychopathologisch orientierten Studien wurden nicht nur Persönlichkeitsmerkmale oder biologische Einflüsse, sondern auch soziale Faktoren und familiäre Faktoren prominent gewichtet. Zu nennen sind hier unter anderem Armut, Schulbildung der Mutter, Familien- und Eheklima, Abwesenheit des Vaters sowie Substanzmissbrauch. Ein Drittel der Kinder, die in den ersten zehn Jahren multiplen Risikofaktoren ausgesetzt waren, entwickelten sich wider Erwarten zu stabilen Heranwachsenden (Werner/Schmith 1982). Im Vergleich zu der Gruppe, die vergleichbare Risikofaktoren repräsentierten, jedoch Symptome von Auffälligkeiten zeigten, ließen sich soziale und psychische Differenzen der resilienten Kinder nachweisen. Diese von Werner und Smith (1982) als „invulnerable" bezeichnete Gruppe war in den ersten Lebensjahren signifikant seltener von den primären Bezugspersonen getrennt als die Gruppe der später Auffälligen. Zugleich war ihr Sozialverhalten deutlich positiver attribuiert, das heißt, sie erlangten auf probate Weise soziale Anerkennung und Wertschätzung Erwachsener. Sie waren zudem offener, kommunikativer und autonomer als die Vergleichsgruppe. Die resilienten Kinder erlebten stabilere Eltern-Kind Beziehungen, erhielten häufiger emotionale Unterstützung, waren seltener inkonsistenten Erziehungsstilen und belastenden Familiensituationen ausgesetzt. Gendertheoretisch interessante Differenzen ließen sich im Alter von zehn Jahren in Bezug auf die Effekte der Familienmerkmale feststellen. Die Mütter der resilienten Mädchen waren häufiger über lange Zeiträume ganztägig berufstätig. Dieser Befund ließ sich für die Gruppe der „invulnerablen" Jungen nicht bestätigen.

Mit 18 Jahren zeigte die Gruppe der resilienten Heranwachsenden geschlechtsübergreifend eine ausgeprägtere Selbstsorge, ein stärkeres Verantwortungsbewusstsein, eine größere soziale und intellektuelle Reife sowie ein justierteres Selbstbild auf als die Ver-

gleichsgruppe. Interessanterweise wiesen die Frauen im Rahmen der Persönlichkeitstests „männlichere" Geschlechterstereotypen auf, als die vulnerable weibliche Vergleichsgruppe. Die resilienten weiblichen Heranwachsenden vertrauten auf die Fähigkeit, ihr Leben zu beeinflussen, waren leistungsorientierter, statusbewusster und sozial unabhängiger als die Vergleichsgruppe. Im Kontrast dazu zeigten die resilienten männlichen Heranwachsenden geschlechtsuntypische Ausprägungen von Fürsorge, emotionaler und sozialer Orientierung. Die Ergebnisse lassen sich dahingehend interpretieren, dass der Freisetzungsprozess von traditionellen Geschlechterstereotypen positiv mit der Ausprägung von Resilienz zu korrelieren scheint.

Auch im familiären und sozialen Bereich ließen sich Unterschiede zwischen den 18-jährigen resilienten und den vulnerablen Jugendlichen nachweisen. Die Gruppe der resilienten Jugendlichen verfügte über ausgeprägtere soziale Netzwerke. Auch unterschied sich ihre Beschreibung des erlebten Familien- und Erziehungsklimas signifikant. Insbesondere ihr Gefühl familiär erfahrener emotionaler Sicherheit und Unterstützung korrelierte positiv mit als konsistent und eindeutig erlebten Erziehungsstilen.

Bei der späteren Folgeuntersuchungen der 30-Jährigen wies die resiliente Gruppe im Vergleich zur vulnerablen eine relativ hohe schulische und berufliche Qualifikation auf, assoziiert mit einer hohen beruflichen Zufriedenheit und der damit verbundenen Generierung von Selbstwertgefühl aus der beruflichen Tätigkeit. Wiederum zeigten sich interessante geschlechtsspezifische Unterschiede in der Gruppe der „Invulnerablen". Über 80 Prozent der Frauen waren verheiratet und hatten Kinder, hingegen waren weniger als die Hälfte der resilienten Männer verheiratet, nur etwas mehr als ein Drittel von ihnen hatte eigene Kinder. Ob dies bindungstheoretisch zu interpretieren ist, wie Werner und Smith (1982) vermuten, bleibt fraglich. Aus gendertheoretischer Perspektive wäre zu fragen, ob dies wirklich als erworbene Persönlichkeitsdisposition zu verstehen ist oder als Ergebnis sozial konstruierter Geschlechterverhältnisse. Übergreifend zeigen verschiedene Studien Muster von Geschlechterdifferenzen. So sind Jungen im ersten Lebensjahrzehnt durch biologische Dispositionen, Defizite in Familie und Erziehung sowie Armut verletzbarer als Mädchen, lediglich in der zweiten Lebensdekade ändert sich dies durch ungewollte Schwangerschaften, um in der dritten und vierten Dekade zu ungunsten der Jungen zurückzupendeln (Werner/Johnson 1999, S. 262). Im Alter von vierzig Jahren wiesen die, die in der Kindheit von elterlichem Substanzmissbauch und/oder psychischen Erkrankungen der Bezugspersonen betroffen waren, die schlechtesten Ergebnisse auf (Werner/Smith 2001). Die Mehrheit der zuvor als „invulnerabel" eingeordneten Probanden besaßen stabile Bezugssysteme, waren verantwortlich gegenüber den Eltern und/oder den eigenen Kindern und zeigten in hohem Maß einen Glauben an die eigenen Fähigkeiten.

3. Forschungstheoretische Implikationen

An der vorgestellten Forschung von Werner und Smith (1982, 1992) bleibt, unabhängig von ihren wegweisenden Ergebnissen, das epidemiologische Schema der Untersuchung

problematisch, obwohl sie ergänzend in der letzten Publikation (vgl. Werner/Schmith 2001) Lebensgeschichten resilienter Probanden rekonstruieren. Das von ihnen entworfene transaktionale Modell von Entwicklung basiert jedoch auf der Grundannahme einer impliziten Dialektik von positiven und negativen Einflüssen. Die Annahme, im Lebenslauf eindeutige Risiko- und Unterstützungsquellen isolieren zu können, verkennt jedoch die interaktive Dimension dieser Einflüsse. Die inhaltlichen Einflüsse, die im Rahmen von Erziehungs- und Sozialisationsprozessen zur Ausprägung von Resilienz oder aber Vulnerabilität beitragen, sind jedoch nicht linear zu denken, sie können sich gegenseitig verstärken, aber auch relativieren oder aufheben. Um diese Komplexität im Rahmen von Forschung angemessen zu reduzieren, erscheint eine Konzentration auf Übergänge (Transitionen) zwischen Lebensabschnitten und Lebenskontexten zur Analyse resilienter Bewältigungsmuster eine fruchtbare Perspektive. Aus diesem Grund bieten sich Forschungszugänge an, die im Kern qualitativ angelegt sind und in Fallstudien die Entwicklungsübergänge resilienter Probanden rekonstruieren, um so gleichsam die entscheidenden „Entwicklungslinien“ und „Übergänge“ in Biografien zu entdecken. In Abgrenzung zu den Linearitätsvorstellungen, wie sie in klassischen Forschungen zum Lebenslauf theoretisch apostrophiert werden, orientiert sich die Idee der Konzentration auf biografische Übergänge am Konzept der Transitionsforschung (vgl. Welzer 1993). Entgegen der theoretischen Annahme eines teleologischen Entwicklungsmodells, das Ausgangs- und Endpunkte, Übergänge, und Statuspassagen untersucht, hebt die Transitionsforschung auf flexibilisierte Biografiemuster ab (ebd., S. 25). Insofern ist das weitgehend normative Statuspassagenkonzept aufzubrechen, das letztlich an einem mittlerweile fragwürdigen bürgerlichen Individuationsmodell orientiert ist. Der Ansatz der Transitionsforschung fokussiert hingegen das dynamisch-relationale Übergangsgeschehen im Rahmen von Biografien. Resilienzforschung könnte damit den inhaltlichen und strukturellen Dimensionen von Erziehungs- und Sozialisationsprozessen gerecht werden, die für die Entwicklung von individuellen, generationsspezifischen oder auch intergenerativen Bewältigungsformen junger Menschen Relevanz besitzen. Da es sich dabei um langfristige, sehr komplexe Prozesse handelt, wird in der jüngeren Forschung dringend davor gewarnt, den Blick zu verengen und nur auf ein unterstelltes Endergebnis des Sozialisationsprozesses zu richten. Gerade um der skizzierten Komplexität der Frage gerecht zu werden und zugleich dem prozessualen Charakter jugendlicher Aneignungsprozesse Rechnung zu tragen, könnte das differenzierte Wechselspiel zwischen multiplen protektiven und risikohaften Einflüssen im Rahmen biografischer Transitionen in seiner interaktiven Dimension bestimmt werden (vgl. Werner/Johnson 1999).

4. Resilienz, Bildung und Soziale Ungleichheit

Die negativen Auswirkungen sozialer und ökonomischer Ungleichheit auf die Entwicklung und sozialen Teilhabechancen Heranwachsender sind durch Forschung und Theorie belegt (vgl. Ansen 1999, 2003; Klocke/Hurrelmann 2001). Außer Frage steht zudem die politische und ökonomische Dimension von Armutslagen, wie auch der empirische

Beleg, dass Bildungssysteme zur Reproduktion sozialer Ungleichheit oder zur Eröffnung sozialer Teilnahmechancen maßgeblich beitragen (vgl. Below 2002). Zugleich ist aus der Perspektive von Forschung zu bedenken, dass die Auswirkungen sozialer Benachteiligung ebenso wie Ausbildung von Resilienz in einem hohen Grad individuumsbezogen zu verstehen und zu analysieren sind. Sie erfolgen nicht auf der Makroebene, sondern insbesondere auf der Mesoebene sozialer Systeme. Selbst bei einem Verständnis von Resilienz als personalem Attribut erzeugt das Individuum auch in diesem Konstrukt Resilienz nicht aus sich selbst heraus. Resilienz ist ohne unterstützende Interaktionen im Sozialen nicht zu denken. Um so entscheidender ist es deshalb, der impliziten Gefahr vorzubeugen, gesellschaftliche Probleme in ein je individuelles Defizit an Charakter, Moral, Erziehung, Bildung oder aber Resilienz umzudefinieren. Aus diesem Grund erscheint es in deutlicher Abgrenzung zu individualisierenden Konzepten von Resilienz bedeutsam, den sozialen Kontext jenseits genetischer oder psychischer Dispositionen der Individuen grundlegend und systematisch einzubeziehen. So benennt Rutter (2000, S. 25), ungeachtet seiner medizinisch-psychiatrischer Sicht, vor dem Hintergrund seiner langjährigen Forschungserfahrung die Gefahren einer falschen Konzeptionierung („Misconception") der neueren Resilienzforschung durch eine Überbetonung genetischer Faktoren und einer Vernachlässigung sozialer Einflüsse. Die Bedeutung des Sozialen und damit die Relevanz von Erziehung, Familie, Bildung und insbesondere der sozialen Netzwerke für die Ausbildung von Resilienz wurde durch Forschung bereits grundlegend belegt (Daniel/Wassell 2003; Taylor/Wang 2000; McGinty 1999; Kolip 1993). Der Nachweis ist zudem nicht neu. Schon die Experimente des Staufer-Kaisers Friedrich II. vor über 700 Jahren zeigten, dass menschliche Entwicklung ohne Sozialität nicht möglich ist. Alle Kinder starben, die er zwar ernähren, aber ohne Zuwendung und Ansprache aufziehen ließ. Sein Erkenntnisinteresse, herauszufinden, welche Sprache den Menschen angeboren sei, konnte deshalb nicht erfüllt werden (vgl. Röper 1976, S. 50f.). Jenseits einer durch weitere Forschung näher zu bestimmenden Hierarchisierung der sozialen Einflussfaktoren und ihre differenzierten Rückbindungen an individuelle psychosoziale Entwicklung ist nach der bisherigen Forschungslage das Konzept der Resilienz ebenso wie jedes Konzept von Vulnerabilität ohne den Einfluss des Sozialen nicht seriös denkbar. Der Hinweis auf diese Trivialität erscheint notwendig, da von vielen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in der Biologie vor dem Hintergrund der Erfolge genetischer Forschung die Leitwissenschaft des 21. Jahrhunderts erkannt wird (vgl. Wilson 1998). Die Gefahr besteht insofern in einer Präformierung der Resillienzforschung durch biologistische Denkweisen.

Im Kontext einer erziehungswissenschaftlichen Problematisierung sozialer Ungleichheit verstellt auf der anderen Seite die primäre Konzentration auf politische, ethische oder ökonomische Fragen die Sicht auf die individuellen und gruppenspezifischen Auswirkungen sozialer Exklusionsprozesse. Dabei steht insbesondere die Sozialpädagogik nicht nur vor dem Hintergrund ihrer historischen Entwicklung, sondern auch angesichts ihrer erziehungswissenschaftlichen und sozialwissenschaftlichen Verankerung vor der Herausforderung, eben diese Exklusionsprozesse zu interpretieren und Strategien und Konzepte zur sozialen Inklusion zu entwickeln. Es erscheint deshalb als eine wis-

senschaftliche Herausforderung, die Wissenslücke zwischen sozialstrukturellen Erklärungsmustern und individuellen Verläufen zu überbrücken. Damit ließe sich zugleich die Kluft zwischen sozialstrukturellen Interpretationsmodellen einerseits und erziehungswissenschaftlichen Fragestellungen sowie pädagogischen Handlungskonzepten andererseits schließen. Nun lässt sich gleichsam ein ebenso bekanntes wie eindimensionales Argument antizipieren. Sozialen Exklusion und sozialen Teilhabe auf der Mikro- und Mesoebene in den Mittelpunkt der Betrachtung über Chancen und Risiken von Kindern und Jugendlichen im Prozess des Aufwachsens zu rücken, unterschlage Fragen sozialer Gerechtigkeit ebenso, wie politische und ökonomische Dimensionen sozialer Ungleichheit. Abgesehen von der fragwürdigen Dialektik, dass die eine Perspektive die andere ausschließe, ist an dieser Stelle auf die Ergebnisse der Studie zur Armut von Ansen (1998) zu verweisen. Er stellt fest, dass die Soziale Arbeit Spielräume sozialstaatlichen Handelns im Interesse ihrer Adressaten nicht ausschöpfe. Damit ist die Aufgabe der Kritik gesellschaftlicher Verhältnisse im Kontext von Erziehungs- und Sozialisationsbedingungen nicht außer Kraft gesetzt, sondern um eine handlungstheoretisch bedeutsame Perspektive ergänzt.

In der Logik der Modelle zur Resilienzforschung ist Armut für Heranwachsende mit einer Vielzahl von Belastungen und zugleich mit einem Mangel an protektiven Faktoren verbunden. Neben der Anhäufung von Risikofaktoren bleiben Armutslagen oft über längere Zeit bestehen, was die Wirksamkeit der negativen Einflüsse auf die Entwicklung Heranwachsender verstärkt. Der negative Effekt sozioökonomischer und soziokultureller Ungleichheiten kumuliert insofern bei Kindern in Familien mit geringem Einkommen und wirkt mit hoher Wahrscheinlichkeit bis ins Erwachsenenalter fort (Woodroffe u.a. 1993). Nun erscheint es problematisch, die positiven und negativen Einflüsse schlicht kumulativ gegeneinander aufzuwiegen. Rutter (1999) geht ebenso wie Kirby und Frazer (2002) davon aus, dass unterstützende Einflüsse erst dann als protektive Faktoren wirksam werden, wenn Risikofaktoren auf das Individuum einwirken. Dies bedeutet, dass resiliente Kinder und Jugendliche nicht an sich ein höheres psychosoziales Wohlbefinden besitzen, als andere Heranwachsende. Ihre relative Immunität wird erst dann aktualisiert, wenn sie negativen Einflüssen ausgesetzt sind. Dies impliziert zugleich, dass auch die protektiven Aspekte des Sozialen ebenso wie die psychischen Komponenten des Konstruktes nicht als fixe Größen, sondern dynamisch und wandelbar zu verstehen sind. Neben der Verkettung von belastenden Einflüssen lässt sich Vergleichbares über die protektiven Faktoren annehmen.

5. Perspektive und Kritik

Reslienzforschung im hier verstandenen Sinn kann auf eine optimistischere Art an die Stärken und Entwicklungsperspektiven junger Menschen anknüpfen, da sie empirisch belegt, dass trotz ungünstiger Entwicklungsbedingungen gelungene bzw. gelingende Biografien möglich sind. In den Worten von Werner und Smith (1982, S. 2) „not all development is determined by what happens early in life". Wird das Konzept der Resilienz-

forschung nicht individualistisch-psychologisierend aufgefasst, implizieren die Ergebnisse der vorliegenden Studien ein hohes individuelles Entwicklungspotenzial und drängen zugleich Annahmen der Determination durch sozial-strukturelle Risikofaktoren oder biologisch-genetische Dispositionen zurück. Neben der Aufwertung von Erziehung, Bildung und sozialer Einflüsse im Lebenslauf, lassen sich zugleich Indikatoren zur Institutionskritik und -reform ableiten. So erscheint zum Beispiel die Frage der Quantität und Qualität sozialer Netzwerke ein wichtiger Faktor der Herausbildung von Resilienz. Exemplarisch umgesetzt auf die Jugendhilfe bedeutet dies, dass die Beschaffenheit der sozialen Bezüge junger Menschen in Heimen zu Gleichaltrigen außerhalb der Einrichtung sowie zum Herkunftsmilieu einen zentralen Einfluss auf ihre Entwicklung besitzen (vgl. Gabriel 2001). Ob diese theoretische Prämisse gängige Praxis außerhalb von Modellprojekten widerspiegelt, erscheint fraglich. So weist beispielsweise die Studie die Tübinger „Jule"-Untersuchung aus, dass nur etwas mehr als ein Drittel der untersuchten Einrichtungen (37%) Elternarbeit betrieben und dies zudem nur „punktuell", „unverbindlich" und „wenig intensiv" (BMFSFJ 1998, S. 24). Eine Konzentration auf entwicklungsfördernde Einflüsse könnte insofern auch einer der Entwicklungspraxis inhärenten Konzentration auf Abweichungen und Defizite begegnen, die letztlich zu unzulässigen Pathologisierungen der Klientel führen, auch wenn dies von den Professionellen nicht intendiert ist (vgl. exemplarisch für den Heimalltag: Freigang 1986).

Im Mittelpunkt steht jedoch fraglos ein Konzept mit hoher Suggestivkraft, „denn was man am liebsten als das Wahre haben will, das glaubt man am leichtesten" (Bacon 1984, S. 52). Nicht nur als Projektionsfläche der Phantasmagorie menschlicher Unbesiegbarkeit scheint das Konzept geeignet. Bei näherer Betrachtung zeigt sich eine Verwandtschaft zum Mythos des amerikanischen Traums. Gemeint ist hier die ideologische Analogie, dass es der Einzelne seines Glückes Schmied sei und durch harte Arbeit erfolgreich die eigenen Ziele umsetzen könne, wenn er denn nur wolle: „resilience has its base in drama [...] the mistaken view that any and all could succeed were they work hard" (Garmezy 1996, S. 13). Oder literarisch in den Worten Huxleys (1978, S. 26): „Und darin [...] liegt das Geheimnis von Glück und Tugend: tue gern was du tun musst. Unser ganzes Normierungsverfahren verfolgt dieses Ziel: die Menschen ihre unentrinnbare soziale Bestimmung lieben zu lehren". Eine neoliberalistische Interpretation öffnet sich jedoch nur dann, wenn das Konzept der Resilienz als mystifizierend personale Eigenheit oder gar bio-genetische Disposition verstanden wird. Die nach Forschungslage nicht zulässige Annahme einer je individuellen psychischen Widerstandsfähigkeit, die zudem vom Einzelnen herzustellen sei, würde dann zu einer Pathologisierung jener Menschen führen, die sich im Angesicht der Zumutungen ihrer Umwelt als vulnerabel zeigen. Insofern ist das Konzept der Resilienz zu entmythologisieren. Es kann weder zur moralischen Legitimation vorenthaltener sozialer Teilhabe genutzt werden, noch zur Abwertung der Versuche sozialen Ungleichheiten zu begegnen. Resiliente Individuen sind nicht aus sich selbst heraus widerstandsfähig. Resilienz ist primär als das Produkt protektiver Faktoren zu verstehen, die individuelle Entwicklung im sozialen Nahraum begleiten. Und eben die gilt es im Rahmen von Forschung genauer zu bestimmen, um sie in politischen und sozialpädagogischen Handlungskonzepten umzusetzen.

Literatur

Ansen, H. (2003): Sozialpädagogische Aspekte der Kinderarmut. In: Gabriel, T./Winkler, M. (Hrsg.): Heimerziehung. Kontexte und Perspektiven. München: Ernst Reinhardt, S. 46-55.

Ansen, H. (1998): Armut – Anforderungen an die Soziale Arbeit. Eine historische, sozialstaatsorientierte und systematische Analyse aus der Perspektive der Sozialen Arbeit. Frankfurt a.M.: Peter Lang.

Anthony, E.J. (1987): Children at High Risk for Psychosis Growing Up Successfully. In: Anthony, E.J./Cohler, B.J.: The Invulnerable Child. New York: The Guilford Press, S. 147-184.

Anthony, E.J./Cohler, B.J. (1987): The Invulnerable Child. New York: The Guilford Press.

Bacon, F. (1984): Die Idolenlehre. In: K. Link (Hrsg.): Ideologie, Ideologiekritik und Wissenssoziologie. Frankfurt: Campus.

Below, S. (2002): Bildungssysteme und soziale Ungleichheit. Das Beispiel der neuen Bundesländer. Opladen: Leske + Budrich.

Bundesminister für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (1998): Leistungen und Grenzen von Heimerziehung. Ergebnisse einer Evaluationsstudie stationärer und teilstationärer Erziehungshilfen. Köln: Kohlhammer.

Cowen, E.L./Work, W.C. (1988): Resilient children, psychological wellness, and primary prevention. In: American Journal of Community Psychology 16, S. 591-607.

Daniel, B./Wassell, S. ([2]2003): Adolescence. Assessing and Promoting Vulnerable Children 3. London and New York: Jessica Kingsley Publishers.

Freigang, W. (1986): Verlegen und Abschieben. Zur Erziehungspraxis im Heim. Weinheim und München: Juventa.

Gabriel, T. (2001): Forschung zur Heimerziehung. Eine vergleichende Bilanzierung in Großbritannien und Deutschland. Weinheim: Juventa.

Gabriel, T., Winkler, M. (Hrsg.) (2003): Heimerziehung. Kontexte und Perspektiven. München: Ernst Reinhardt.

Garmezy, N. (1996): Reflections and commentary on risk, resilience, and development. In: Haggerty, R./Sherrod, L.R./Garmezy, N./Rutter, M. (Hrsg.): Stress, risk, and resilience in children and adolescents: Processes, mechanisms, and interventions. Cambridge, England: Cambridge University Press, S. 1-18.

Glantz, M.D./Johnson, J.L. (Hrsg.)(1999): Resilience and Development. Positive Life Adaptions. New York: Kluwer Academic/Plenum Publishers.

Glueck, S./Glueck, E. ([3]1957): Unraveling Juvenile Delinquency. Cambridge (Mass.): Harvard University Press.

Hartmann, K. (1996): Lebenswege nach Heimerziehung. Biografien sozialer Retardierung. Freiburg i.B.: Rombach.

Huxley, A.(1978): Schöne neue Welt. Frankfurt a.M.: Fischer.

Klocke, A./Hurrelmann, K. (Hrsg.) (2001): Kinder und Jugendliche in Armut: Umfang, Auswirkungen und Konsequenzen. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Kolip, P. (1993): Freundschaften im Jugendalter. Der Beitrag sozialer Netzwerke zur Problembewältigung. Weinheim: Juventa.

Little, M. (1992): Residential care for children and the issues of social climate: future research, trends and developments. In: van der Ploeg, J.D./van den Bergh, P.M./Klomp, M./Knorth, E.J./Smit, M. (Eds.): Vulnerable Youth in Residential Care. Part I. Social Competence, Social Support and Social Climate. Leuven/Apeldoorn: Garant, S. 101-115.

Luthar, S. (Hrsg.)(2003): Resilience and Vulnerability. Cambridge: Cambridge University Press.

Masten, A./Best, K./Garmezy, N. (1990): Resilience and development: Contributions from the children who overcame adversity. In: Development and Psychopathology 2, S. 425-444.

McGinty, S.(1999): Resilience, Gender and Success at School. New York: Peter Lang.

Rutter, M. (2000): Nature, nurture and psychopathology: a newlook at an old topic. In: Tizard, B./Varma, V. (Hrsg.)(2000): Vulnerability and Resilience in Human Development. London and Philadelphia: Jessica Kingsley Publishers, S. 21-38.

Rutter, M. (1999): Resilience concepts and findings: Implications for Family therapy. Journal for Family Therapy 21, S. 119-144.

Röper, F.F. (1976): Das verwaiste Kind in Anstalt und Heim. Ein Beitrag zur historischen Entwicklung der Fremderziehung. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.

Taylor, R.D./Wang, M.C. (Hrsg.) (2000): Resilience Across Contexts. Family, Work, Culture and Community. London: Lawrence Erlbaum Associates.

Tizard, B./Varma, V. (Hrsg.)(2000): Vulnerability and Resilience in Human Development. London and Philadelphia: Jessica Kingsley Publishers.

Welzer, H. (1993): Transitionen. Zur Sozialpsychologie biologischer Wandlungsprozesse. Tübingen: edition diskord.

Werner, E.E.(1989): Vulnerability and resiliency: a longitidunal perspective. In: Brambring, M./Lösel, F./Skowronek, H. (Hrsg.) Chilldren at Risk: Assessment, Lonitudinal Research and Intervention. Berlin: Walter de Gruyter.

Werner, E.E./Johnson, J.L. (1999): Can We Apply Resilience? In: Glantz, M.D./Johnson, J.L. (Hrsg.): Resilience and Development. Positive Life Adaptions. New York: Kluwer Academic/Plenum Publishers, S. 259-277.

Werner, E.E./Smith, R. (2001): Journeys from childhood to midlife: Risk, resilience and recovery. Ithaca, New York: Cornell University Press.

Werner, E.E./Smith, R. (1992): Overcoming the odds: High risk children from birth to adulthood. Ithaca, New York: Cornell University Press.

Werner, E.E./Smith, R. (1982): Vulnerable but invincible: A longitudinal study of resilient children and youth. New York: McGraw Hill.

Wilson, E.O. (1998): Die Einheit des Wissens. Berlin: Siedler.

Winkler, M. (1997): Die Lust am Untergang: Polemische Skizzen zum Umgang der Sozialpädagogik mit ihrer eigenen Theorie. In: Neue Praxis 27, S. 54-67.

Winkler, M. (1990): Normalisierung der Heimerziehung. Perspektiven Veränderung in der stationären Unterbringung von Jugendlichen. In: Neue Praxis 20, S. 429-439.

Woodroffe, C./Glickman, M./Barker, M./Power, C. (1993): Children, Teenagers and Health. Buckingham: Open University Press.

Abstract: *The concept of resilience describes man´s resistance to depressing circumstances, thus constituting a positive counterconcept to that of vulnerability. Seen from the perspective developped by the author, the knowledge about this relative "invulnerability" appears to be a fruitful complement of present knowledge on risk factors in socialization and educational processes. On the basis of selected empirical studies, the concept of resilience is at the same time demythologized. According to the present state of research, resilient individuals are not innately robust; rather, resilience is primarily the product of protective factors accompanying the individual development within the circle of close social relations.*

Anschrift des Autors:
Dr. Thomas Gabriel, Universität Zürich, Pädagogisches Institut, Scheuchzerstrasse 21, CH-8006 Zürich, E-Mail: gabriel@paed.unizh.ch.